

Themenbeispiele

Tagung der Deutschen Gesellschaft für Demographie
in Rostock 3. – 5. März 2010

am

Max-Planck-Institut für demografische Forschung (MPIDR)

A) Fertilität und Familie

Mehr Kinder im Osten? Neue Daten zu Geburtenraten

Frauen werden immer älter, ehe sie das erste Kind bekommen. Wie alt genau, das konnte die amtliche Statistik bisher nicht fehlerfrei erfassen. Und auch nicht, wie sich die Geburten auf erste und folgende Kinder verteilten. Das MPIDR liefert jetzt erste Schätzungen dieser Zahlen, die mithilfe von Daten aus Krankenhäusern und der Rentenversicherung erstellt wurden.

Es zeigt sich: Das Hinausschieben der ersten Geburten dauert an, unterscheidet sich aber in Ost und West. In den neuen Bundesländern steigen die Geburtenraten zweiter Kinder – ein Aufholeffekt, denn nach der Wende waren sie sehr niedrig. Die Forscher präsentieren auch eine Geburtenziffer für Deutschland, aus der die verzerrenden Effekte der immer späteren Mutterschaft herausgerechnet sind. Diese „tempo-korrigierte“ Geburtenziffer liegt höher als die üblicherweise angegebene „zusammengefasste Geburtenziffer“ von derzeit 1,38 Kindern pro Frau.

Joshua Goldstein und Michaela Kreyenfeld (MPIDR): „Recent trends in order specific fertility dynamics in East and West Germany“

Partnerschaften Gebildeter sind instabil – und kinderarm

Stabile Partnerschaften wurden in den letzten Jahrzehnten immer seltener. Trennungen, Partnerwechsel und Singledasein nahmen zu. Schon lange untersuchen Forscher, wie sich solche Veränderungen auf das Geburtenaufkommen auswirken. Mit neuen Daten und Umfrageergebnissen wurde nun untersucht, wie die Geburtenneigung von der Stabilität der Partnerschaft abhängt. Auch sozioökonomische Faktoren wie Schulbildung, Erwerbstätigkeit oder Berufsposition wurden betrachtet. Unter anderem zeigt sich, dass die Geburtenrate unter höher gebildeten Frauen zum Teil deswegen niedriger ist, weil die Partnerschaften in ihrer Bildungsgruppe besonders instabil sind.

Jan Eckhard (Universität Heidelberg): „Lassen sich sozioökonomische Unterschiede der Fertilität auf unterschiedliches Partnerschaftsverhalten zurückführen?“

Warum ein zweites Kind?

Geld und Berufsmöglichkeiten spielen eine große Rolle, wenn Eltern sich für ein erstes Kind entscheiden. Doch unter welchen Bedingungen wünschen sich Eltern ein zweites Kind? Neue Forschungsergebnisse zeigen: Berufschancen oder Haushaltseinkommen stehen nun nicht mehr im Vordergrund. Zentral ist stattdessen, wie alt das erste Kind ist, wenn die Eltern den Wunsch für ein zweites entwickeln. Ist das Kind bereits in der Schule, wird kein Geschwister mehr gewünscht.

Katharina Maul, Mandy Boehnke and Petra Buhr (Universität Bremen): „Warum ein zweites Kind? Ökonomische und soziale Faktoren der Absicht einer Familienerweiterung“

Dritte Kinder in Deutschland und Frankreich

Mehr als zwei Kinder zu haben, ist ungewöhnlich geworden. Die Rate der dritten Kinder sinkt nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich. Wissenschaftler haben jetzt untersucht, welche Rolle die Bildung der Mütter und ihrer Partner in beiden Ländern für die Geburt eines dritten Kindes spielt.

Anne Hornung (MPIDR): „Higher-order fertility – a comparison of Germany and France“

Wie alt sind Mütter bei Erstgeburt wirklich?

Weil die amtliche Statistik keine fehlerfreien Zahlen über das Alter der Frauen bei der ersten Geburt, und auch nicht über ihre Erwerbstätigkeit liefert, sind solche Daten nun erstmals in einem Pilotprojekt innerhalb Mecklenburg-Vorpommerns direkt erhoben worden. Demnach sind Frauen in der Region bei der Geburt des ersten Kindes zwischen 25 und 26 Jahre alt. Es ergeben sich deutliche Unterschiede zu den bisherigen amtlichen Durchschnittsdaten. Die neuen Zahlen zeigen auch, wie sehr sich das Alter der Mütter und deren Berufstätigkeit von der ersten zu folgenden Geburten verändert.

Thyrian, René et al. (Universität Greifswald): „Soziodemografie von Erstgebärenden und Mehrfachgebärenden in einer bevölkerungsrepräsentativen Erhebung – Ergebnisse des Survey of Neonates in Pomerania (SNiP)“

B) Alter, Gesundheit & Sozialstatus

Armer Mann, kranke Frau

Ob soziale Unterschiede die Gesundheit beeinflussen, wurde bisher vor allem für Erwerbstätige untersucht. Eine neue Studie nimmt nun Frauen und Männer im Alter 60+ in den Blick und fragt nach dem Einfluss sozioökonomischer Unterschiede (Bildung, Beruf, Arbeitslosigkeit) der letzten Jahre. Es zeigt sich, dass soziale Unterschiede einen Einfluss auf die Sterblichkeit von Frauen haben, aber nicht auf die von Männern: Wie häufig Frauen krank werden, hängt signifikant vom Sozialstatus der Männer ab. Umgekehrt gilt dies aber nicht.

Christian Wegner und Julia Schuster (Vienna Institute of Demography - VID): „Die Auswirkung sozialer Unterschiede im Lebenslauf auf den Gesundheitsstatus und der Sterblichkeit 60+-jähriger in Deutschland“

Gesetzlich Krankenversicherte sterben früher

Wer reich ist, lebt länger. Doch sind Unterschiede in der Lebenserwartung von Arm und Reich in Deutschland in den letzten Jahren gewachsen – wie in anderen europäischen Staaten? Analysen von Daten der deutschen Rentenversicherung zeigen: Ja, die sozioökonomische Unterschiede in der Sterblichkeit nehmen zu. Rentner mit einem höherem Lebensinkommen leben länger. Ebenso haben privat Krankenversicherte Überlebensvorteile gegenüber gesetzlich Versicherten.

Eva Kibele (MPIDR): „Socio-economic mortality differentials among male German pensioners between 1995 and 2004“

Das kurze Leben der ostdeutschen Männer

Die Lebenserwartung in Deutschland steigt rasant, am schnellsten im Osten: Er holte den Rückstand zum Westen seit 1990 im Eiltempo auf: 6 bis 7 zusätzliche Lebensjahre kamen innerhalb von 15 Jahren hinzu. Doch Männer im Osten sterben immer noch um 1,5 Jahre früher als Männer im Westen – Warum? Untersuchungen der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten zeigen: Die Gründe sind in der Arbeitsmarktsituation zu suchen und in der selektiven Ost-West-Wanderung.

Rembrandt Scholz (MPIDR), „Zu den Gründen der unterschiedlichen Lebenserwartung bei Männer in Ost- und Westdeutschland“

Verheiratete leben länger – Unverheiratete auch?

Verheiratete leben länger, das belegen Daten. Schon lange sucht die Forschung Erklärungsmodelle: Etwa die bessere Gesundheit von Eheleuten, mehr gegenseitige Unterstützung und Pflege, oder ein besseres soziales Netz. Moderne Untersuchungen rollen die Frage nun neu auf: Da immer mehr Paare unverheiratet bleiben, beziehen sie auch nichteheliche Partnerschaften mit ein. Ergebnis: In der Tat werden Eheleute älter. Doch tatsächlich ausschlaggebend scheinen Bildung und Einkommen zu sein: Gebildete Reiche in freien Partnerschaften sterben später als weniger Gebildete und weniger Wohlhabende Verheiratete.

Sven Drefahl (MPIDR): „Socio-economic status triggers mortality differences by marital status and living arrangement“